

Unser Wachstum liegt in unseren Händen

Gedanken über die verschiedenen Sichtweisen Gottes

Wenn wir durch die Bibel blättern, haben wir den Eindruck, dass Gott sich über die Jahrtausende hinweg weiterentwickelt hat – von einem *eifersüchtigen, rachsüchtigen* Gott, der ein auserwähltes Nomadenvolk beschützt und von diesem auf seinen Wanderungen in einem Kasten mitgeführt wird; zu einem *fordernden* Gott, der inmitten eines Tempels wohnt und nur durch eine Priesterschaft mit Ritus und Opfer erreichbar ist; und zuletzt zu einem *liebenden* Gott, der im Innern des einzelnen Menschen wirkt. Selbstverständlich war es nicht *Gott*, der sich so entwickelte – er ist heute immer noch derselbe wie zur Zeit Moses –, vielmehr war es die *menschliche Auffassung* von ihm, die sich veränderte.

Ich möchte hier drei gleichermaßen gültige Möglichkeiten anführen, wie Gott *heute* aufgefasst und geglaubt werden kann. Als *Erstes* kann ich an einen *persönlichen* Gott glauben, mit dem ich in direkte Verbindung treten kann, der meine persönlichen Gebete zu ihm erhört, der auf diese Gebete in seiner eigenen undurchschaubaren Weise antwortet und der immer da ist, nicht nur für mich, sondern für jeden andern Menschen auch. Ein solcher Glaube an einen persönlichen Gott kann sehr trostreich sein und Kraft spenden in Zeiten der Not, der Einsamkeit und Hilflosigkeit dem eigenen Schicksal gegenüber. Jedem, der aus einem solchen persönlichen Verhältnis zu Gott Hoffnung und

Kraft schöpft, kann ich nur sagen: Bleib dabei – es ist gut so! Leider birgt aber jedes Verhältnis auch seine eigenen Gefahren in sich: es ist nur ein kleiner Schritt dahin, dass man einem persönlichen Gott die Macht zu belohnen und zu bestrafen zuschreibt; wenn wir das tun, werden wir zum Sklaven unserer Auffassung von ihm, wir geben damit ein Großteil unserer eigenen Verantwortlichkeit auf, und wir öffnen uns der Angst und der Schuld – und das ist ganz und gar nicht gut so!

Als *Zweites* – ganz im Gegensatz zum Ersten – sehe ich Gott als das grundlegende, alles umfassende *Prinzip im Kosmos*, nicht persönlich wirksam, nicht persönlich erreichbar, nicht einmal erkennbar, aber alles durchdringend, unendlich in seiner Ausdehnung und Vielgestaltigkeit. Das dürfte dann der Gott des Wissenschaftlers sein, und es erhebt sich dabei unmittelbar die Frage, wie dieses unerreichbare göttliche Prinzip sich zu mir als Einzelwesen verhalten kann, wo ich doch nur ein unbedeutendes, winzig kleines Stäubchen in der Weite des Universums bin. Die Antwort lautet, dass die Räume des Universums aus einer großen Ansammlung gerade solcher winziger, für sich unbedeutender Stäubchen bestehen.

Ich mag als Einzelner unbedeutend sein, doch ich bin trotzdem ein wesentlicher Bestandteil des Ganzen. Obwohl ich keine Wirkung auf ferne Galaxien

ausüben kann, ist es mir möglich, mit anderen, gleichfalls unbedeutenden Stäubchen meiner unmittelbaren Umgebung zusammenzuwirken. Es ist meine Verantwortung, in meiner unmittelbaren Umgebung einen Beitrag zu leisten für das Gemeinwohl, und damit für mein eigenes Wohlergehen. Wenn ich das *nicht tue*, gibt es »da draußen« im Universum niemanden, der das dann für mich tut. Auch ist ein gemeinsames Wirken Vieler – auch wenn diese für sich allein unbedeutend sind – sicherlich erfolgversprechender als die Handlungen eines Einzelnen.

Eine solche kosmische Sichtweise Gottes enthält für den Einzelnen die Triebfeder, mit anderen zusammenzuwirken und sie zu fördern, statt nur neben ihnen daherzuleben. Wenn ich Gott und die Menschheit so sehe, dann ist mein Streben auf dem kleinen Fleckchen des Universums, auf dem ich lebe, löblich und förderlich. Eine solche Sichtweise Gottes setzt ein starkes Selbstbewusstsein voraus; wenn ich das nicht habe, führt das sehr schnell dazu, dass ich niedergeschlagen bin im Gefühl meiner Unbedeutendheit und scheinbaren Machtlosigkeit.

Als *Drittes* sehe ich Gott als den *Schöpfer*, der die Welt in dynamischer Weise in Gang gesetzt hat. In einer entlegenen Stelle des Universums hat er die Erde entstehen und auf ihr Menschen erscheinen lassen. Wie er das zuwege gebracht hat, ist in diesem Zusammenhang unwichtig. Die Menschheit erhielt von ihrem Schöpfer ein zweifaches Ge-

schenk: das der *Selbsterkenntnis* und das des *freien Willens*. Indem Gott den Menschen diese geistigen Kräfte verlieh, hat er damit auf eine direkte Einwirkung auf seine Geschöpfe verzichtet: Gott diktiert mir nicht, was ich denken und was ich tun soll! Folglich kann Gott auch nicht verantwortlich gemacht werden für das, was ich denke und was ich tue – hier ist mein *eigener Wille* wirksam! Mein inneres Wachstum und meine Entwicklung zu einem humanen Wesen liegen in meiner *eigenen Hand*, nicht in der Gottes. Ich bin verantwortlich für das, was an Gutem aus meinem Handeln hervorgeht, aber auch für alles Böse, das direkt oder indirekt aus dem entsteht, wie ich bin.

Der einzige Einfluss, den Gott auf mich ausübt, ist der eines *Beraters*. Er hat uns seinen Plan für die Menschheit kundgetan – geistiges Wachstum und Vervollkommnung. Er hat uns auch Richtlinien, Regeln gegeben, die zur Verwirklichung seines Planes führen, sofern wir sie beachten. Gott hat sein Gesetz in unsere Herzen geschrieben, wie Jeremia es ausdrückte. Diese Sicht Gottes kann mich veranlassen, mein Leben in erster Linie nach *seinen* Gesetzen zu führen. Wäre das nicht löblich und förderlich?

Der Glaube an Gott kann auf verschiedene Weise ausgedrückt werden. Wer möchte behaupten, dass die eine richtig und die andere falsch sei? Tatsächlich habe ich keine Schwierigkeiten damit, *alle drei* Sichtweisen, die ich dargestellt habe, zu vertreten, auch wenn sie sich gegenseitig auszuschließen

scheinen – jeweils zu ihrer Zeit und an ihrem Ort. Meine geistige und gefühlsmäßige Verfassung wird mir immer sagen können, wie ich zu Gott stehe. Manchmal brauche ich in einer Notlage die Gewissheit, dass Er da ist; manchmal ist es erhebend, angesichts der Größe der Schöpfung die eigene Unbedeutendheit zu erleben; und ein anderes Mal ist es im Alltagsleben, im Umgang mit den Mitmenschen, gut, sich Seiner Regeln und Seines Gesetzes im eigenen Herzen bewusst zu werden.

Wir sind alle auf der Suche nach unserer *eigenen* Wahrheit. Bestimmt gibt es aber *Wahrheit in vielfältiger Form*. Wenn jemand sagt: »Ich kenne die Wahrheit des Gottesreiches, lasst mich euch den einzig richtigen Weg dorthin zeigen, es ist zu eurem Wohl« – dann sollte uns das stutzig machen.

Dr. Peter Uhlherr in einer Gottesdienst-Ansprache in Bentleigh am 22. August äer 2004; übers. v. P.L.; erscheint gleichzeitig in Englisch im »Templer Record«

Die Gnade Gottes bleibt unberechenbar

Das Hintergründige im Bild vom Pharisäer und Zöllner • JÖRG KLINGBEIL

»Er sagte zu einigen, die sich anmaßten, fromm zu sein, und die andere verachteten, dies Gleichnis: Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, um zu beten, der eine ein Pharisäer, der andere ein Zöllner. Der Pharisäer stand für sich und betete so: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Betrüger, Ehebrecher oder auch wie dieser Zöllner. Ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehnten von allem, was ich einnehme. Der Zöllner aber stand ferne, wollte auch die Augen nicht aufheben zum Himmel, sondern schlug sich an die Brust und sprach: Gott, sei mir Sünder gnädig. Ich sage euch: Dieser ging gerechtfertigt hinab in sein Haus, nicht jener. Denn wer sich selbst erhöht, der wird erniedrigt werden, und wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden.« (Lk 18,9-14)

Diese Geschichte scheint auf den ersten Blick einfach zu sein, und doch bietet sie einen vielschichtigen Hintersinn und etliche Widerhaken, an denen wir hängen bleiben können.

So erscheint uns der *Pharisäer* auf Anhieb unsympathisch, und wir ertappen uns schnell bei dem Gedanken: Gott sei Dank, bin ich nicht so wie dieser! Und schon sind wir in die erste Falle der Geschichte getappt. Denn wenn wir uns

über den Pharisäer mokieren, sind wir auch nicht besser als dieser.

Für die damaligen Zuhörer war das Gleichnis nicht so eindeutig, wie es uns zu sein scheint. Die Pharisäer hatten nicht den sprichwörtlich schlechten Ruf, den sie bei uns haben. In unseren Ohren klingt das Gebet hochmütig, für die Damaligen aber nicht. Der Pharisäer ist in den Augen seiner Zeitgenossen ein wirklich frommer und ehrenwerter

Mann. Gott ist für ihn oberste Autorität. Er beginnt sein Gebet mit einem Dank an Gott. Er dankt ihm für das, was er geworden ist, für seine Herkunft, vielleicht für das, was ihm seine Eltern an Ausbildung ermöglichen konnten, für seine Lebensumstände, die besser sind als die anderer, die auf der Schattenseite stehen.

Warum haben wir Probleme, uns mit dem frommen Pharisäer zu identifizieren? Haben wir Anlass, an seiner Frömmigkeit zu zweifeln? Warum blicken wir auf ihn herab? Haben wir Grund dazu? Sind wir denn wirklich besser als er? Übertragen wir die Situation doch einmal auf die heutige Zeit. Wir halten uns für liberale Christen, die frei von Dogmen zu sein glauben. Wie sehen wir andere Christen? Für was halten wir sie? Vielleicht manchmal für rückständig, für verblendet, für Papst- oder Priesterhörig? Haben wir das Recht dazu? Wie kommen wir dazu, das zu bewerten, was andere in Frömmigkeit verehren? Sind wir heute besser als der Pharisäer damals?

Kommen wir nun zum *Zöllner*, auf den der Pharisäer herabsieht. Die Verachtung für den Zöllner war für die damaligen Zuhörer nicht so krass wie für uns. Zunächst ist daran zu erinnern, dass die Zöllner in der Gesellschaft Israels damals wirklich als Spitzbuben galten. Sie trieben für die Besatzungsmacht, die Römer, Steuern und Zölle ein. Die Zollstationen des Landes wurden von den Römern an zwielichtige Gestalten aus dem Volk verpachtet, die sich nicht viel

aus den religiösen Gesetzen machten. Sie konnten auch viel in die eigene Tasche wirtschaften. Deswegen waren sie in der Bevölkerung verachtet und verhasst. Sie wurden zu den Räubern und Dieben gezählt.

Klar, dass die zerknirschte Haltung des Zöllners uns sofort sympathisch ist und dass wir seine Bescheidenheit und Bitte um Gnade für höher achten als die fromme Haltung des Pharisäers. Aber soll das, wie es am Ende heißt, schon dazu ausreichen, dass er gerechtfertigt nach Hause gehen kann? Und soll es ausreichen – würde vielleicht der Pharisäer fragen –, dass man in den Tempel geht, sich zerknirscht zeigt, damit einem Gott vergibt, und dann munter weiter macht wie bisher? Nach dem Wortlaut der Geschichte scheint die *unbedingte Bitte um Gnade* auszureichen. Das kann es doch eigentlich nicht sein, denken wir unwillkürlich. Wer sagt uns denn, dass nicht der *Zöllner* der größere Heuchler ist?

Für uns ist schwer zu beurteilen, ob der Zöllner wirklich bereut oder nur so tut und ob sein Schuldbewusstsein von Herzen kommt. Wir sind geprägt von einer bestimmten Form öffentlich geäußerten Schuldbewusstseins. Wir sind misstrauisch gegenüber dem von Jesus geforderten »sich erniedrigen«, weil wir wissen, dass auch dieses geheuchelt sein kann, dass hierbei das »erhöht werden« gleich mit einkalkuliert sein kann. Auch Demut kann auf diese Weise Hochmut sein.

Es fällt uns schwer, das eine (Hochmut) von dem anderen (Demit) defini-

tiv zu unterscheiden. Wo fängt Hochmut an, wo hört Demut auf? Was ist berechnend, was ist echt gemeint? Wir können es in Beziehung auf andere Menschen Jesus nicht nachmachen und sagen: Dieser ging gerechtfertigt nach Hause und jener nicht. Ich vermute, Jesus will uns mit dem Gleichnis auch sagen, dass dieses Urteil uns nicht zusteht.

Deshalb ist die ganze Geschichte um den Pharisäer und den Zöllner nicht nur in Beziehung auf das Verhältnis von Interesse, das einzelne Menschen *zu Gott* haben. Es berührt zentrale Fragestellungen auch für *unser Miteinander*, auch in unserer Gemeinde. Wenn nämlich kein sichtbares Verhalten die Gnade Gottes garantiert und wenn kein Mensch abschließend feststellen kann, wem die Gnade Gottes gilt und wem nicht, dann heißt das ja auch, dass es unter uns beides gibt. Und zwar nicht nur auf einzelne Personen bezogen, sondern sogar auf *uns selbst*, auf jeden Menschen für sich. In jedem von uns steckt je nach Anlass der Pharisäer, der kleine Angeber, der sich für besser hält als andere. Und manchmal genauso der Zöllner, der mit schlechtem Gewissen vielleicht eine Weile echt zerknirscht ist, bevor wieder der »Pharisäer« in ihm durchbricht, der mit Berechnung auf die Wirkung seiner Reue schießt.

Woran können wir uns orientieren auf diesem schwankenden Grund? Eins steht für mich fest: Jesus ist ein strikter *Gegner von Heuchelei*. Er akzeptiert eine echte Frömmigkeit und hätte keine Probleme mit der Gesetzestreue des Phari-

säers. Er wendet sich aber gegen *berechnende Frömmigkeit*, die Gott instrumentalisieren will. Er warnt davor, sich selbst zu sicher zu sein in der Beziehung zu Gott. Er würde nach meiner Auffassung daher auch einen Alleinvertretungsanspruch mancher Kirchen in Bezug auf die Beziehung zu Gott in Frage stellen.

Viele andere Gleichnisse zeigen zudem: Jesus hält viel von *wirklicher Umkehr*, wenn sie ohne Berechnung erfolgt, und von *tätiger Reue*, die sich nicht in Lippenbekenntnissen erschöpft. Zwar kann diese nicht Gottes Gnade herbeizwingen, wie das der Pharisäer vielleicht mit seinem Handeln bezweckt. Gottes Gnade bleibt im wahrsten Sinn des Wortes *unberechenbar*, aber deshalb auch immer *möglich*. Ich glaube aber nicht oder will es zumindest nicht glauben, dass der Zöllner nach seiner Bitte um Gnade sein früheres verbrecherisches Tun einfach fortsetzt oder fortsetzen kann. Wenn er seine Bitte aufrichtig gemeint hat, dann hat er auch erfahren, dass er von Gott angenommen worden ist. Dann hat er gespürt, dass er sich auf einen neuen Weg begeben hat, auf dem er weitergehen muss, dass er von seiner Glaubenserfahrung an andere weitergeben muss, um ihn in sich weiterhin zu spüren.

Denken wir an das andere Gleichnis von einem Zöllner ein Kapitel weiter, an die Geschichte von Zachäus, den die Begegnung mit Jesus dazu veranlasst, seine Betrügereien rückgängig zu machen und die Betrogenen zu entschädigen. Allein aus Gnade gerecht zu wer-

den, damit hätte ich meine Probleme. Man sollte schon aktiv etwas dafür tun, allerdings selbstlos und nicht berechnend. Mir gefällt daher die templerische Auffassung vom ständigen aktiven Bemühen, ausgedrückt in unserem Leitspruch: »Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit«.

In diesem »Trachtet« steckt ein Stück der Antwort auf das Rätsel, das uns dieses Gleichnis aufgibt. Wir dürfen uns nie sicher sein, ein Patentrezept für das Angenommensein vor Gott zu haben. Wir können hinter die Sache mit Gott nie

einen Haken machen, wie das der Pharisäer getan hat, sondern wir sind auf einer Wanderung, deren Ziel feststeht, aber deren Verlauf ungewiss ist. Was wir dazu beitragen können, hat Jesus uns gesagt und gezeigt. Wir können das Angenommensein im Gebet erfahren, wenn wir unsere Gedanken, unsere Ängste und Sorgen vor Gott bringen, wenn wir ihm unser Inneres ohne Bedingungen offen legen, wie es der Zöllner getan hat.

Aus einer Gottesdienst-Ansprache am 17. Okt. 2004 in Stuttgart (gekürzt)

BERGE DER BIBEL

Der Berg Tabor

Als weiteres Beispiel eines Berges, der in der Bibel genannt ist, muss der – nach Meinung von Kennern und Fachleuten des Nahen Ostens »schönste Berg des Nahen Ostens« – genannt werden: der Tabor. Mit ihm setzen wir die im letzten Heft begonnene Reihe fort.

Der Tabor ragt 588 Meter inmitten der Esdralon-Ebene heraus. Im Hebräischen heißt dieser Kugel- oder Kegelberg »Ha Tavor«, im Arabischen »Jabal At-Tur«. Der Prophet Jeremia schreibt (46, 18): »So gewiss ich lebe, sagt der Herr, der König der ganzen Welt, wie der Berg Tabor die umliegenden Hügel überragt, wie der Karmel herausragt aus dem Meer, so überragend an Macht ist der, der gegen dich, Pharao, anrückt!«

Dieser Vers steht in den Weissagungen gegen Ägypten und ist Israel zum Trost gesagt. Dieser Berg ist schon im

13. Jh. v.Chr. in ägyptischen Inschriften des Pharaos Ramses II. genannt. Im 11. Jh. v.Chr. besiegte Barak, der General der Israeliten, den Anführer der Kanaaniter, Sisera.

Zu dem Kampf und Sieg war er durch die Richterin und Prophetin Deborah inspiriert worden (Ri 4 und 5). Kurz zusammengefasst könnte dieses Lied so wiedergegeben werden: »Mit Mann und Ross und Wagen hat sie der Herr geschlagen.«

Die Nennung dieses Berges in ägyptischen Texten und in den Prophetenschriften Israels machte diesen Berg so bedeutend – von seiner Schönheit ganz abgesehen –, dass die Christen die Verklärung Jesu auf diesen Berg verlegten (Mt 17, 1.13; Mk 9,2-13; Lk 9,28.36).

Im 4. Jh. n.Chr. wurden dort die ersten Kirchen gebaut. Auf der Spitze steht

eine Kirche der Franziskaner, ebenso ein Hospiz der griechisch-orthodoxen Kirche. Die Kreuzfahrer haben den Berg mit starken Mauern befestigt. Heute liegt am Fuß des Berges ein arabisches Dorf.

Eine 6 Kilometer lange Straße führt auf den Berg hinauf.

Hans Friedrich Müller, Büdingen, in: Gemeindebrief der Erlöserkirche zu Jerusalem, Juli/Aug. 2002

Buchhinweis

Traugott Koch, »Jesus von Nazareth, der Mensch Gottes. Eine gegenwärtige Besinnung«, Verlag Mohr Siebeck, Tübingen 2004 (ISBN 3-16-148404-5)

In seinem neuen Buch stellt der Hamburger Theologe Traugott Koch (Jahrgang 1937) dar, was Jesus wollte und wofür er starb, weshalb Menschen sich zu ihm bekannten und wie es zum neutestamentlichen Christusbekenntnis und zur kirchlichen Christologie kam.

Im Folgenden werde ich kein umfassendes kritisches Referat des Buchinhalts geben, sondern diejenigen Gedanken und Einsichten herausstellen, die ich für weiterführend halte und mit denen sich Traugott Koch auf dem Weg zu einer neuen liberalen Christologie befindet, ohne diesen Begriff allerdings selbst zu verwenden. Dies soll in thesenhafter Form geschehen:

1. Unverzichtbarer Ausgang der Christologie ist die geschichtliche Person Jesu. Deshalb muss die Theologie »an einer möglichst unvoreingenommenen und vorurteilkritischen Erforschung des historischen Jesus nachdrücklich interessiert sein« (S. 2).

2. Da Jesus als Mensch einer bestimmten Zeit und deren Vorstellungen verhaftet war, können diese als solche für uns nicht verbindlich sein. »Nur was wahr ist, was aufschlussreich für Gott ist, nur

das kann Inhalt unseres Glaubens sein« (S. 318).

3. Hinfällig geworden sind Jesu Vorstellungen von Himmel und Hölle, seine Polemik gegen Schriftgelehrte und Pharisäer.

4. Selbst vom Reich Gottes – dem Zentrum von Jesu Verkündigung und Wirken – ist zu sagen, dass es sich nicht so verwirklicht und durchgesetzt hat, wie Jesus dies erwartet hatte.

5. »Auch Jesu Ethik des Unbedingten, des Reiches Gottes, muss sich wandeln oder transformieren; denn sie kann für uns nur wahr sein, wenn sie hineingedacht wird in die Bedingtheiten unserer Lebenswelt« (S. 320).

6. Für uns als heutige Christen ist allein verbindlich »die Verbundenheit mit Jesus in seinem Sinn und Geist« (S.320). Nur in der kritischen Auseinandersetzung mit Jesu Botschaft und Verhalten wird seine geschichtliche Gestalt von uns ernst genommen.

7. »Eine leibhaftige Auferweckung oder Auferstehung und leibhaftige Erscheinungen des Auferstandenen, der spricht und isst wie sonst ein Mensch, das ist für uns eine nicht nachvollzieh-

bare und nichts erhellende und aufschließende Vorstellung« (S. 90-91). Dagegen ist Ostern »der Anfang des Geistes« (S. 321). »Uns bleibt nur, ihn, diesen Anfang, fortzusetzen und ihn in unsere Lebenswelt hineinzubilden.«

8. Anders als die kirchliche Tradition können wir die Heilsbedeutung Jesu Christi nicht mehr in Sätzen aussagen wie: Christus hat uns von Sünde, Tod, Teufel und Hölle erlöst; er hat durch seinen stellvertretenden Tod für uns Sündenvergebung erwirkt. Das Heil ist nicht einfach von Christus erworben worden, sodass es nur noch von uns im Glauben angenommen werden müsste.

Vielmehr werden wir als heutige Christenmenschen sagen: »Aufgrund ihrer Geschichte leuchtet uns die Person Jesus Christus ein, die Gottes Reich mit den Menschen, Gottes unerschöpfliche und unzerstörbare Liebe bis zum Äußersten gelebt hat. Sie leuchtet uns ein, weil an ihr erkennbar ist, was wahres menschliches Leben als ewiges Leben ist. Doch das leuchtet uns ein, die wir das zu leben haben als die zweideutigen, immer wieder schwankenden, der Liebe und der Wahrheit zuweilen auch verschlossenen Menschen, die wir sind.«

Prof. Dr. Werner Zager, in »Freies Christentum« Sept./Okt. 2004

NEUES VON DER TSA

Fördermittel für Archivarbeit

Unsere Templerfreunde in Australien erhalten eine öffentliche Förderung ihrer Archivarbeit. Diese Zusage wurde ihnen durch Anne Eckstein, Parlamentsabgeordnete des Staates Victoria (*auf dem Foto mit Horst Blauch, TSA Heritage Group*) übermittelt. Gefördert werden multikulturelle Aktivitäten in Victoria, z.B. die Erforschung und Publikation der Geschichte ethnischer Gruppen sowie ihre Darstellung durch Vorträge in der Öffentlichkeit. Anne Eckstein entstammt einer Templerfamilie; sie ist die Tochter von Fritz und Elly Trefz.



AUSSAGEN ZUM GLAUBEN DES TEMPELS

**Die Bibel ist eine Sammlung der
Erfahrungen von Menschen mit Gott**